

(Nachdruck verboten.)

30]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Kurz vor Weihnachten traf der Kadett auf Urlaub ein. Vor seinem Vater besaß der junge Krieger einen ziemlichen Respekt, auch machte dessen Krankheit ihn besorgen, aber der Mama gegenüber kam er sich ganz groß vor und machte sie zum Schatzkästlein alles dessen, was sein junges Herz nicht in sich behalten konnte, klärte sie über das Leben auf, inner- und außerhalb des Kadettenhauses — was nämlich verdammt zweierlei war, das sollte die Mama nur glauben — vertraute ihr seine Pläne, Hoffnungen, seinen Ärger, seine Liebe und nicht zuletzt seine vielen, vielen Wünsche an. Mit der Reivität seiner Jugend nahm er sie ganz in Beschlag, und Marie Luise war glücklich, in seinem Leben das ihre eine Weile zu vergessen. — So klärte sich ihr Inneres wieder. Und eines Abends konnte sie an das Geschehene zurückdenken ohne Furcht und Reue. Es lag versunken auf dem Grund ihrer Seele und schimmerte dort mit still gedämpftem Glanz durch ihr ganzes Innere. Tiefes Glücksgefühl durchdrann sie, und ihr war zumut, als hätte diese eine rätselhafte Stunde ein langes banges Jugendsehnen erfüllt, als wäre sie damit des Größten, was ein Weib verlangen darf, teilhaftig geworden und hätte nun vom Leben nichts mehr zu fordern, sondern nur noch zu danken. Nie war sie heiterer, zärtlicher, hilfsbereiter gegen ihren Mann wie gegen alle Menschen überhaupt gewesen, als in dieser Zeit. Es ging ein Zauber von ihr aus, gegen den selbst Doktor Platen sich zu seiner eigenen Verwunderung nicht wehren konnte.

In Grabaus aber wirkte seit jenem Abend das Gefühl, daß ein neues Leben für ihn begonnen hätte, und daß dies Leben einen stärkeren, kühneren, eifrigeren Menschen erforderte, als er bisher gewesen. Er sagte sich, daß, wenn noch ein letzter Rest von Kleinherzigkeit, von Furcht, von Alltagsorgen und Alltags Hoffnungen in ihm steckte, er dies alles von sich werfen müßte wie schmutzigen Lumpenkrum. Was er bisher geleistet hatte, erschien ihm nichtig und fast verächtlich. Und er setzte sich von nun ab an den Schreibtisch mit dem fieberhaften Drängen eines Menschen, der eine alte Welt in Stücke zertrümmern und eine neue aufbauen will. Manchmal aber in stillen Nachtstunden brauste der innere Jubel so wild in ihm, daß er die Feder nicht mehr halten konnte. Es war, als wenn die Ströme seines Lebens sich stürmisch überschlugen. Dann sprang er auf, lief im Zimmer hin und her, breitete die Arme aus, und wußte nicht, was er ergreifen sollte. Oder er machte das Fenster auf und starrte, ohne die eisige Kälte zu spüren, in den verschneiten Garten hinaus. Und immer stand dann im Dämmerungslicht dieser hellen Nächte eine hohe Bappelwand vor seinen Augen und darüber der silberne Mond, und zwei umschlungene Gestalten gingen im tiefen Grunde. Immer wieder fühlte er seinen Mund auf ihrem ruhen, auf diesem weichen, regungslosen Munde, der seine Klüße nicht erwiderte, nur empfing. Ein einziges Mal hatte sie ihn fest umschlungen, und es war gewesen, als hätte sie ihm mit diesem einen Kuß ihr ganzes Leben hingeben wollen.

Er konnte nichts dafür, die Stimme kam aus den tiefsten Gründen seines Innern, über die der Wille nicht mehr Herr ist: die Stimme, die in ihm rief, daß das, was geschehen war, nicht das Ende sein könnte, daß etwas noch Schöneres und Gewaltigeres kommen müßte. Er versuchte diese Stimme und schwor sich mit aller Inbrunst seines ehrlichen und reinen Herzens immer neue Eide, daß er niemals sein Versprechen brechen würde. Aber zum Schweigen brachte er dies lockende Raunen nicht.

12.

Eines Nachmittags unterbrach Grabaus, wie er das öfter tat, für eine Weile seine Arbeit, um mit den Kindern zu spielen. Diese befanden sich bei seiner Frau im Zimmer. Frau Konstanze saß in dem breiten Sofa, hatte einen hohen Berg zertrennter Lappen und Gliden beiseite geschoben und war in die Abendzeitung vertieft. Neben ihr saß das Mammi-

kind und arbeitete an einer Häkelei aus roter Wolle. Die beiden schauten gleichmütig auf, mit dem etwas verdrossenen Ausdruck um den schlaffen Mund, ohne den Grabaus sie sich gar nicht vorstellen konnte. Der Dube aber warf sofort seinen hohen aus Bauklößen errichteten Turm zusammen und lief mit lautem Freudengeschrei seinem Vater entgegen. Dieser nahm ihn auf den Arm, während er sich an seine Frau wandte.

„Na, was steht denn Schönes in der Zeitung? Ei, und das Mammi-Kind so fleißig? Du strickst mir wohl 'ne rote Weste?“

„Aber das ist doch 'n Topflappen,“ erwiderte die Kleine beleidigt.

„Ach, komm doch mal her,“ sagte Frau Konstanze. „Da ist ein Knopf los an Deinem Rock. Den will ich Dir gleich annähen.“

„Hat's nicht noch Zeit?“

„Weinstwegen. Aber wenn Du ihn verlierst, dann mach mir bitte keine Vorwürfe.“

Er ließ den Zungen auf die Erde gleiten und legte den Rock ab. Dann ging er ins Schlafzimmer, um sein Hausjackett anzuziehen.

Als er nach einigen Augenblicken zurückkam, saß seine Frau mit hochgezogener Stirn da, ihr Mund bildete einen förmlichen Halbmond, und die sonst verschleierte Augen funkelten grünlich. Vor ihr auf dem Tische lagen zwei Briefe.

„Was sind das für Briefe?“

„Welche?“ erwiderte Grabaus arglos. „Ja, wie kommen die denn hierher? Die steckten doch in meiner Brieftasche?“

„Sie sind herausgefallen.“

„Herausgefallen — aus der geschlossenen Brieftasche?“

„Es scheint doch so. Aber willst Du mir gefälligst sagen, von wem sie sind?“

Einen Moment schaute Grabaus zögernd auf seine Kinder, die mit ihrem feinen Instinkt sofort begriffen hatten, daß zwischen den Eltern etwas Besonderes vorging. Mammi-Kind hatte ihre Häkelei sinken lassen und saß mit wahrer Richterminne da, während ihr Mund womöglich noch runder als der ihrer Mutter war. Der Dube aber stand breitbeinig mit der kleinen Peitsche in der Hand, und wie er zu seinem Vater in die Höhe sah, schien sein schelmisch keckes Gesicht zu sagen: Von der wirst Du Dir doch nichts gefallen lassen?

„Geht mal zu Anna, Kinder. Fix, Elisabeth!“

Als sie nicht wollte, hob er sie kurzerhand aus dem Sofa und trug sie vor die Tür, während der Knäuel an einem immer länger werdenden Faden hinterher lief. Das reichte er ihr nach.

„Hier! — Und nun seid artig. Gleich dürft Ihr wieder hereinkommen.“

Gerade wollte er die Tür schließen, als sein Junge sich wütend undrehete:

„Briefe nicht rausgefallen — rausgenommen Mama!“

„Hast Du's gehört, Konstanze?“

„Na ja,“ erwiderte diese achselzuckend. „Ich war natürlich neugierig, was Du da immer heimlich liest.“

„Was ich heimlich lese?“

„Ja, meinst Du, ich hätte das nicht bemerkt, wie Du abends die Brieftasche hervorzogst und drin herumjuchtest? Das kam mir schon längst verdächtig vor. — Aber jetzt will ich wissen, von wem sie sind?“

„Von Frau Major Platen,“ erwiderte er nach sekundenlangem Zögern.

„Von Frau Major Platen! — Also die Dame schreibt Dir heimlich Briefe. Das ist ja reizend.“

„Heimlich? — Meine Liebe, wenn Du diese Briefe noch nicht gelesen hast, so ist das der reine Zufall. Es sind ganz gleichgültige, belanglose Briefe.“

„So? — Wirklich? — Dann darf man sie wohl lesen?“

„Bitte.“

Mit einem raschen Griff, mit einem Blick, der sagte: Hab ich Dich endlich! nahm sie die Briefe an sich und zog die Bogen aus den Akuberts. Der Inhalt war in der Tat ganzlich harmlos, den einen hatte Marie Luise im Auftrage ihres



Mannes geschrieben, in dem anderen handelte es sich um ein geliebtes Buch. Aber Frau Grabaus studierte jeden Satz, jedes Wort, als wenn es noch einen versteckten Hintergedanken enthielte. Endlich ließ sie sie langsam sinken und sagte:

„Warum schleppst Du Dich nur mit den Dingen? — Zerreiß sie doch! Oder ich will's tun. — Was?“

Er hatte schon auf der Zunge, zu sagen: Meinetwegen. Denn es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß auch nur die Andeutung eines Verdachts Marie Luise treffen könnte. Aber als er das höhnisch triumphierende Gesicht seiner Frau sah, die in der erhobenen Hand den Bogen hielt und wie absichtlich mit dem Zerreißen zögerte, um ihn zu quälen, da ergriff ihn plötzlich ein grimmiger Zorn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Erbschaft.

Von Lisa Wenger-Kruß.

Eine gute Viertelstunde vor Heinz Brehms Heimatdorf stand das Armenhaus, und vor dem Armenhaus stand Heinz und erzählte eine seiner Geschichten. Er verstand das, denn er war Matrose gewesen. Die meisten seiner Zuhörer wußten ganz genau, daß kein Wort daran wahr sei, aber darum hörten sie ihm doch gerne zu.

Nur die alte Katrin Parr machte eine Ausnahme. Sie mochte dies Kluntern nicht leiden und nannte es Lügen. Einfach Lügen! Und wenn Heinz Brehm sie auch jedesmal wütend ansah mit seinen kleinen, schlauen, lustigen Augen, sie fürchtete sich nicht und sagte es ihm ins Gesicht, wenn er wieder eine seiner Geschichten zum besten gegeben hatte: „Das ist erlogen, Heinz!“

Zuhören, das wollte sie aber doch, denn sie war halb blind und konnte nicht mehr arbeiten, und es war ihr eine angenehme Unterhaltung, erst Heinzens Geschichten zu hören und dann sich zu ärgern, daß sie nicht wahr seien.

Sie saß auf der Bank neben der Tür und schälte Äpfel. Neben ihr strickte die alte Linden-Marie, eine ehemalige Bäuerin, deren Mann an den Beitelshab gekommen, und deren Kinder sich in der Welt herumtrieben. Sie fing jeden Satz damit an: „Als ich noch Bäuerin war“, und nachher weinte sie. Die Insassen des Armenhauses flohen sie und keiner wußte mehr, womit man sie trösten sollte, darum kimmerte sich auch keiner mehr darum, wenn sie weinte, und wenn auch ihre Tränen weit über das Strickzeug rollten und auf die Erde fielen.

Dann war da noch der Steinhauer-Peter; der rauchte seine Pfeife. Von Zeit zu Zeit nahm er sie aus dem Munde, hielt sie ein Weilchen vor sich hin und sog erst dann wieder, wenn sie ausgehen wollte. Dies tat er, um den Tabak länger dauern zu machen, denn er liebte das Rauchen leidenschaftlich und schalt den ganzen Tag auf den Hausvater, der ihm den Tabak so spärlich verabsolgte. Sein Mund war ganz schief, weil er die Pfeife immer damit festhielt, und die paar Zähne, die ihm geblieben, waren glänzend schwarz geworden im Laufe der Jahre. Zu Weihnachten wünschte er sich Tabak und am Armenhausfest ebenfalls. Neben dieser großen Leidenschaft hatte er noch eine kleine: Das war Geschichten erzählen zu hören, und er war es, der Heinz Brehm immer wieder aufforderte, zu erzählen, und mit der Katrin Parr in ewiger Fehde lag, denn er glaubte alles, was Heinz erzählte.

„So was kann keiner erfinden“, sagte er überzeugt, denn seine Phantasie reichte nicht zu der kleinsten Veränderung einer Tatsache. Eben jetzt hörte er eifrig zu wie Heinz erzählte: „Und ich in Todesangst ergriff den Rettungsgürtel, und sprang über Bord, denn die Flammen schlugen schon zu den Fenstern des Salons heraus, und der Rauch drang in schwarzen Wollen durch die Schiffstreppe hinauf. Im Wasser schwamm ein Mann herum, zappelnd und schreiend. Ich ruderte mich zu ihm hin, und half ihm sich an meinem Rettungsgürtel festzuklammern, denn er war halb tot vor Schreck und hatte eiskalte Hände.“

„Das ist alles erlogen“, sagte Katrin Parr ruhig. „Halt Dein Maul, Katrin und laß ihn doch erzählen“, schrie der Peter.

„Und drei Tage und drei Nächte schwammen wir im Ozean herum“, fuhr Heinz fort, „wir waren beide halb ohnmächtig. Endlich sah man uns von der „Victoria“ aus und holte uns an Bord. Als wir wieder zu uns gekommen, tranken wir erst drei Glas Whisky, dann schliefen wir vierundzwanzig Stunden hintereinander. Und wißt Ihr, wer der Mann gewesen ist? Der reiche Konsul Hoffmann aus Bremen! Er nahm mich mit in sein Haus, schenkte mir hundert Taler und beherbergte mich drei Tage.“

„Und wo hast Du denn das Geld?“ fragte die mißtrauische Katrin.

Da lachte Heinz, daß es dröhnte, schlug sich mit der Hand auf den Oberkörper, und blinzelte mit pfliffigen Augen zu Peter hinüber.

„Du, Peter, das Frauenzimmer fragt, wo das Geld sei, jetzt nach fünfzehn Jahren!“

„Ach was“, sagte mürrisch Katrin, „es ist ja doch alles erlogen!“

„So! Erlogen?“ rief nun aber doch erboht der alte Matrose. „Erlogen? Das will ich Euch gleich zeigen, ob das erlogen ist!“

Er humpelte ins Haus und brachte bald eine sonderbar geformte Pfeife daher und wies sie seinen Zuhörern vor.

„Da, das hat mir der Konsul gegeben, als ich ihn das letzte Mal besucht habe. Und zehn Taler extra hat er mir gegeben, weil ich das Unglück hatte mit meinem rechten Arm und nicht mehr arbeiten konnte.“

Andächtig besah Peter die Pfeife. „Laß mich auch einmal daraus rauchen“, bat er.

„Wenn ich tot bin, sollst Du sie haben“, sagte Heinz feierlich. Darauf ging er mit dem schönen Stück ins Haus, und die anderen zerstreuten sich.

Einige Tage darauf brachte der Postbote einen großen, gelben Brief ins Armenhaus. Er war an Heinz adressiert. Alles kam gelaufen und stand um Heinz herum. Auf dem Stempel stand: Kreisamt Kronstadt.

„Donner, Donner, was kann nur in dem Brief stehen“, frug bekommen der alte Matrose, und fuhr sich krampfhaft durch seinen rund geschnittenen, schneeweißen Bart. Er zog darauf ein großes Messer hervor, und begann langsam damit den verdächtigen Brief zu öffnen.

„Der Alt-Matrose Daniel Heinz Brehm wird aufgefordert, sich Mittwoch, den 25. Juni 1903, auf dem Kreisamt Kronstadt einzufinden. Das Kreisamt.“

„Das bin ich, der Alt-Matrose Daniel Heinz Brehm bin ich“, sagte der Alte, „da werde ich wohl gehen müssen! Teufel, Teufel, ich habe doch nichts Unrechtes getan!“

„Wer weiß“, sagte giftig Katrin, „er hat vielleicht einmal einen totgeschlagen, den Lügner!“ Und die Linden-Marie begann: „Als ich noch Lindenbäuerin war, da hat mein Seliger auch einmal vor Gericht müssen.“ Aber die anderen schnitten ihr das Wort ab, und sie weinte unbeachtet in ihre Schürze. Der Peter aber war am schlimmsten dran. Er konnte sich gar nichts ausdenken, und darum lief er im Krutgarten auf und ab, fuhr sich über seinen kalten Schädel und seufzte, denn er war in Sorge um seinen Freund.

Der Mittwoch kam, und Heinz machte sich fertig, um auf das Gericht zu gehen. Er hatte seinen besten, dunkelblauen, vielgefärbten Matrosenanzug herborgeholt, einen weißen Strohhut aufgesetzt, und eine rote Nette hinter das Ohr gesteckt. Die Pfeife vom Herrn Konsul trug er in der Faust.

So trat er aus dem Hause und machte sich auf den Weg nach Kronstadt. Die ganze Gesellschaft begleitete ihn, und nahm nach einer halben Stunde von ihm Abschied. Wehmütig reichten ihm alle die Hände, auch die Katrin Parr, denn sie mochte Heinz in Grunde wohl leiden.

„Adjüs auch, Heinz, adjüs auch, Heinz“, erscholl es im Chor.

Heinz ging langsam weiter, es eilte ihm nicht, nach Kronstadt zu kommen. Nach zwei Stunden war er dort und eine Viertelstunde später stand er im Saale vor dem Staatsanwalt, wo er als Zeuge vernommen werden sollte, eine Schlägerei betreffend, bei der Heinz zufällig zugegen gewesen war. Er hatte die Sache längst vergessen gehabt und atmete erleichtert auf, als er nach einer Stunde wieder die Treppe hinunter stieg, die zu den Gerichtssälen führte.

Auf dem Heimwege piff er fröhlich vor sich hin, zog seine Stummelpfeife aus der Tasche, setzte sich auf einen Baumstumpf, der am Wege lag, und fing an zu rauchen. Dabei flog ein lustiges Lachen über sein Gesicht, es war ihm ein Einfall gekommen!

Die alten Männlein und Weiblein standen und saßen still um das Haus herum. Der Peter hielt seine Pfeife, die ihm ausgegangen war, zwischen den Zähnen. Die Katrin sah besorgt von Zeit zu Zeit nach der Landstraße.

„Da kommt er“, schrie sie plötzlich. Alle humpelten dem Matrosen entgegen.

„Was war es, was hat's gegeben?“ riefen sie erwartungsvoll.

Heinz stand still, stellte seine Beine weit auseinander, schlug sich mit der Faust auf die Brust und sagte: „Daß ich eine Erbschaft gemacht habe, das hat's gegeben!“

Sprachlos starrten ihn alle an. Katrin Parr hatte nicht einmal die Kraft zu sagen, daß alles Lügen seien.

„Teufel, Teufel“, war alles was der Steinklopfer-Peter herausbrachte.

„Kommt in den Garten“, fuhr Heinz fort, „dort erzähle ich Euch!“

Als sie im Garten waren, ertönte die Eßglocke, und die Neugierigen mußten sich erst in die lange Eßstube begeben, wo auf sauber gedeckten Tischen eine Reihe zimmerner, mit kräftig riechender Suppe gefüllter Teller standen. Heinz war hungrig und begann zu essen, aber den anderen war im Gegenteil aller Hunger vergangen, vor lauter Neugierde und Ueberraschung.

„Der Heinz hatte geerbt! War es denn möglich! Von wem, wie viel?“ Zwischen jedem Löffel Suppe, den sie aßen, sahen sie hinüber zum Matrosen, der nun pfliffig blinzeln und gewichtig da saß, mit der einen Hand auf dem Tische trommelnd, und den Daumen der anderen im Westenausschnitt.

„Sie heißen an“, dachte er. Kaum war der letzte Löffel Suppe hinuntergeschluckt, das letzte Stück Brot gelaut, als alle hinausgingen. Unter der Türe hielten sie respektvoll Heinz vorangehen,



und draußen auf der Bank überließ man ihm ohne weiteres den Platz neben der Türe, um den sonst bitter gelämpft wurde.

„Erzähle, Heinz, erzähle!“ schrien alle.  
„Also, ich habe geerbt,“ begann Heinz, „und zwar tausend Taler.“

Peter sprang von der Bank in die Höhe, ohne an die Sicht in seinem linken Fuß zu denken, so daß er jämmerlich stöhnen mußte. Die Linden-Marie ließ ihr Strickzeug sinken, und wollte etwas sagen, aber Katrin Parr kam ihr zuvor. „Von wem, Heinz, von wem?“

„Von wem anders als von meinem lieben Konsul Hoffmann! Beim Pfarrer liegen sie, Du kannst hingehen und sie Dir ansehen, Katrin Parr, sonst kommst Du wieder und sagst, daß alles erlogen sei!“

Katrin schüttelte den Kopf. „Tausend Taler! Ist es die Möglichkeit? Was, um Gotteswillen, willst Du mit so viel Geld anfangen?“

„So, das wird mir schon einfallen, was ich damit anfangen soll,“ meinte Heinz. „Und Euch vergesse ich nicht dabei,“ fuhr er fort. „Dir, Peter, laufe ich drei Pfund vom feinsten Tabak, der Katrin eine Brille — die beste, die der Krämer in seinem Laden hat — und der Linden-Marie schenke ich Wolle zu sechs Paar Strümpfen.“ Er zog sein Schnupstuch hervor, seine eigene Großmut rührte ihn.

Peter schlug dem Heinz auf das Knie. „Wann holst Du ihn?“

„Wen?“ fragte Heinz.

„Nun, den Tabak.“

„Wenn ich das Geld habe,“ sagte Heinz. „Und das kann ich erst holen, wenn ein Jahr vorbei ist; so lange liegt's beim Pfarrer.“

„Erst in einem Jahr?“ riefen im Chor die drei Alten, denen man die Enttäuschung von den verunglückten, alten Kinderge Gesichtern ablesen konnte.

„Warum denn?“

„So stand's im Testament,“ log würdevoll der Matrose. „Ich kann es erst holen, wenn das Trauerjahr zu Ende ist.“

„Da hat er auch ganz recht gehabt, der Herr Konsul, das kann er auch verlangen,“ bestätigte Katrin Parr. „Also in einem Jahr wirst Du reich, Heinz?“

„Ja, und wenn ich sterbe, sollt Ihr alles haben!“ fuhr Heinz fort, „alles!“ „Natürlich kommts auf Euch an, wie viel ein jedes bekommt!“

„Ach, du meine Güte, ich bin ja schon so alt“, jammerte die Linden-Marie, „ich erleb's am Ende nicht mehr!“

„Dann brauchst Du es ja auch nimmer“, tröstete sie der Peter. Von dem Abend an hatte es der Heinz Brehm gut im Armenhause. Er durfte überall der erste sein, er bekam den besten Platz, die größten Stücke Brot, die Frauen bedienten ihn, und der Peter trabte ihm nach auf Schritt und Tritt. Zu alledem zwinkerte der Heinz nur mit den schlaun Augenlein und ließ sich's wohl sein.

Uebel dran war Katrin Parr. Erzählte der Matrose eine seiner Geschichten und trug faulstich auf, so daß ein Kind es merken konnte, wie er log, so mußte sie lieblich lächeln und tun, als glaube sie es; denn das hätte ihr schlecht bekommen können, wenn sie noch einmal ihr beliebtes: „Das ist erlogen, Heinz“, gerufen hätte.

Heinz hatte sie nämlich beiseite genommen und ihr gesagt, daß er ihr alles, was er besitze, vermachte habe, aber das müsse er sich ausbitten, daß sie nie mehr an seinen Erbsnissen zweifle.

Nun, sie zweifelte natürlich nicht mehr daran, verzog aber beim Zuhören den Mund, als ob sie auf etwas Saures gebissen hätte. Der Heinz sah es und freute sich diebisch darüber.

Auch dem Peter hatte er sein Vermögen versprochen, und der dummen, alten Linden-Marie ebenfalls. Jedem der dreien hatte er auf einem Bogen Postpapier ein regelrechtes Testament verfaßt und feierlich seinen ganzen Namen darunter gesetzt: Daniel Heinz Brehm! Und jeder hütete dieses Stück Papier als seinen köstlichsten Schatz: Die Frauen hatten ihn unter ihren Strümpfen und in der Bibel, und der Peter zu hinterst in seiner Schublade, unter einem großen, rotseidenen Taschentuche, das er als sein bestes niemals gebraucht. Alle drei zählten die Tage und Wochen bis zu der Zeit, wo Heinz reich sein würde, und sie an seinem Glück teilnehmen sollten, und die Tage waren ihnen noch nie so langsam vergangen.

Es fehlten nur noch drei Monate an dem Jahre, während welchem der Herr Konsul betrauert werden sollte. Sie machten Pläne für Heinz.

Wenn er das Geld bekommen, prahlte Heinz, dann sollten es die andern gut haben! Dann wollte er mit ihnen eine Spazierfahrt machen nach Kronstadt, und dort sollten sie Kaffee und Rahmluchen bekommen! Im Armenhause bleibe er natürlich nicht, er nehme sich eine Stube, und die andern sollten ihn dann öfters besuchen. Er wollte dann Kummel kommen lassen! Die drei lekten sich die Lippen!

Aber wider Erwarten wurde Heinz krank und starb. Die drei alten Menschen drängten alle egoistischen Gefühle, die sich wider ihren Willen breit machen wollten, zurück, und betrauernten und beweinten den alten Freund und Spahmacher drei Tage lang. Sie geleiteten ihn zu Grabe, sie flochten ihm einen Kranz und trugen ihn auf Heinzens letzte Ruhestätte.

Dann aber liefen sie nach ihren Strümpfen, ihrer Bibel und dem roten Schnupstuch und machten sich zusammen auf den Weg, um dem Pfarrer die wichtigen Dokumente einzuhandigen. Jedes freute sich

auf die Ueberraschung der anderen, wenn sie inne würden, wem Heinz alles vermachte hatte!

Sie zogen zusammen aus. In ihrem besten Staate, die bewußten Papiere in den Händen, begaben sie sich in das Dorf zu ihrem Seelsorger, der auf's höchste erstaunt war, als die Alten die tausend Thaler von Heinz Brehm von ihm forderten. Als sie darauf die drei Briefbogen vorwiesen, in denen Heinz jedem einzelnen von ihnen sein gesamtes Vermögen vermachte hatte, dem Peter Kerinier, der Jungfrau Katarine Parr und der Linden-Marie, da schüttelte der Pfarrer den Kopf und suchte den guten Leuten begreiflich zu machen, daß sich der Matrose einen Scherz mit ihnen erlaubt habe.

Die drei waren ganz niedergeschmettert. Die Linden-Marie wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus, und flennete in ihr rottariertes Umschlagetuch; die Katrin Parr aber war bleich vor Zorn. Sie streckte ihre knochige Hand aus, schüttelte sie und schrie: „Erlogen ist alles, erlogen!“ Denn das war ihr das Aergste. Nicht, daß sie nun nichts bekam, aber daß sie ein ganzes Jahr zu allen den Lügen hatte schweigen müssen und noch freundlich dazu lächeln, das verzieh sie dem Heinz Brehm nicht, nie, nie! „Erlogen ist alles!“ schrie sie noch einmal.

Der Peter aber schüttelte den Kopf, nahm seine Pfeife aus dem Mund und meinte: „So etwas kann ja keiner erfinden!“

Darauf zogen die armen Alten heim. Drei Tage saßen sie um das Haus herum, schüttelten einander gegenseitig das Herz aus, schimpften auch weiblich über Heinz Brehm. Am vierten Tag aber, als alles so still blieb, keiner etwas sagte und keiner lachte, da tat der Peter einen Seufzer: „Ich wollte der Heinz lebte noch!“

„Ich auch“, sagte die Linden-Marie und trocknete sich mit der Schürze die Augen.

„Und ich auch“, brummte die Katrin Parr, „ich auch, wenn's schon alles erlogen war!“

## Kleines feuilletton.

— Die Bahama-Inseln. In der Juni-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt Professor Dr. Plate einen Vortrag über die Bahama-Inseln. Einem Bericht des „Reichs-Anzeigers“ entnehmen wir das Folgende: Die nördlich von Kuba und östlich von Florida untern 21. bis 26. Grad nördlicher Breite gelegene, etwa über sechs Breiten- und ebensoviele Längengrade sich erstreckende Inselgruppe besteht aus 29 großen, 661 kleinen Inseln und 2387 Felsen von geringer Ausdehnung. Das bewohnbare Gesamtareal besitz ungefähr die Größe von Baden. Bekanntlich gehört zu dieser Gruppe die Insel Guanahani, von den Spaniern San Salvador genannt, die Columbus am 12. Oktober 1492 als erstes Land entdeckte. Wertwürdigerweise besteht keine Uebereinstimmung, welche der Inseln Guanahani ist. Die von den Spaniern in späterer Zeit San Salvador genannte größere Insel ist es keinesfalls; denn sie stimmt in keinem Punkte mit der Beschreibung, die Las Casas von der Insel und ihrer Umföhrung macht. Dagegen besteht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß es die von den Engländern, als der derzeitigen Westküste der Bahamagruppe, Wattinginsel genannte, am meisten gegen Osten vorgeschobene kleine Insel ist. Die Bahama-Inseln gelten in Europa als in einer gewissen Abgeschlossenheit von der Kulturwelt liegend. Das ist aber durchaus unrichtig. Den Nordamerikanern gelten sie ungefähr dasselbe wie uns Capri. Wer einige Zeit in einem wunderbar schönen Klima leben will, geht aus den Vereinigten Staaten nach den Bahama-Inseln, wo sich aus diesem Grunde auch eine Fremdenindustrie, ähnlich der von Capri und Neapel, entwickelt hat. Mit beiden Plätzen haben die Bahama-Inseln die herrlichen Farben von Land, Meer und Himmel gemeinsam, ja der Vortragende ist der Meinung, daß nirgends anders in der Welt solche Beleuchtungseffekte vorkommen, wie auf dieser Inselgruppe. Bei der großen Schar der Touristen, die alljährlich nach den Bahamas kommen, sind bequeme Verbindungen mit dem Festlande hergestellt, im wesentlichen zwei. Die direkte, 4 1/2 Tage in Anspruch nehmende Verbindung zur See von New York nach dem Hauptort der Inselgruppe, dem 10 000 Einwohner zählenden Nassau auf der kleineren Insel New Providence, oder der Landweg zu Eisenbahn von New York nach Miami in Florida und von da in 16—18 Stunden zu Dampfer nach Nassau. Die Seefahrt auf der einen oder anderen Route ist interessant durch die Kreuzung des Golfstromes, der an der nordamerikanischen Küste entlang nach Norden gerichtet ist. Die Grenze des Golfstromes gegen das ruhige Wasser ist durch ungeheure Tangmassen bezeichnet, die sich an den Rändern stauen.

Sämtliche Inseln der Gruppe verdanken ihre Entstehung den Korallen; aber das Vorkommen vieler Süßwasserfischweiden beweist, daß die Bildung zum größten Teil über dem Meere im Trocknen erfolgt ist, was auch der verkitete Korallenand, mit dem die Oberfläche des überaus porösen und zerklüfteten Kalksteins überall ausgefüllt ist, klar erweist. Diese Entstehungsweise bringt es mit sich, daß nirgends Erhebungen über 120—125 Meter vorhanden sind, daß der Strand überall nach einem schmalen Streifen spizen, zerfissenen, feinkörnigen Kalkgesteins aus zerriebenem Korallenand besteht und daß Vegetation an den Stellen entstanden ist, wo in den Röhern und Klüften des Kalkgesteins sich allmählich Humus



angesammelt hat. Es folgt des weiteren hieraus, daß es keine Quellen, wohl aber Brunnen in den tieferen Klüften des Bodens gibt, die ein kalkhaltiges und etwas trübes Wasser liefern, das zum großen Teil seinen Ursprung von der großen Regenmenge herleitet, die mit 1217 Millimeter im Jahresdurchschnitt niederfällt. Ferner ist es erklärlich, daß die einheimische Vegetation keine übermäßig reiche und üppige ist; sie besteht in den höher gelegenen Teilen meist aus dornigem Buschwald und am Rande aus Mangrovegehölz. Aber das ausgezeichnete Klima hat seit langer Zeit gestattet, eine künstliche Vegetation zu hoher Entwicklung zu bringen. Die prächtigen Gärten um Nassau beweisen das, und im Innern sind in früherer Zeit ganze Wälder von Orangenhainen angelegt worden, die mit ihren Früchten einen großen Exportartikel nach den Vereinigten Staaten so lange lieferten, als man nicht in Florida die gleiche Kultur auf die Höhe gebracht und durch hohe Eingangszölle gegen den Wettbewerb der Bahamas geschützt hatte. Jetzt werden die Früchte kaum mehr gepflückt und haben in Nassau einen lächerlich billigen Preis.

Eine merkwürdige Eigenschaft zeigen die im Innern der Inseln, ihrem Charakter als Koralleninseln entsprechend, auftretenden Lagunen. Sie haben Ebbe und Flut gleich dem Meer, nur mit zwei Stunden Verzögerung. Das kann nur mit der überaus zerklüfteten durchlässigen Natur des Gesteins zusammenhängen. Die von Las Casas als in ihrer Hautfarbe den Bewohnern der Canarien ähnlich geschilderten, in Wahrheit aber der roten Rasse angehörig gewesenen Ureinwohner der Bahamas sind längst vom Erdboden verjagt; es genügt nach der Entdeckung Amerikas wenige Jahrzehnte, um diese Unglücklichen niederzumetzeln oder durch harte Fronarbeit in den Bergwerken von San Domingo zu vernichten. Jetzt gewinnt der Beobachter den Eindruck, daß unter den 54 000 Einwohnern, welche die Gruppe nach der Zählung von 1901 besitzt, die Neger überwiegen. Eine genaue Zählung der Rassen hat sich aber nicht ermöglichen lassen; denn es gibt der Rassen- und Farbenabstufungen unzählige, und jedes Individuum, das einen Tropfen europäischen Blutes in sich trägt, würde dagegen protestieren, anders als den Weißen zugerechnet zu werden.

Das Leben auf den Bahamas ist im allgemeinen nicht billig, der billigte Arbeitslohn 11 Schilling täglich. Die Produkte der Landwirtschaft reichen nur eben aus, die Insulaner zu versorgen, das Fleisch muß von Florida eingeführt werden. Der Gegenstand des Exports gibt es nur wenige: Ananas, Erdbeeren und die Produkte der Korallenfischerei, besonders die schönen zu Fächern verarbeiteten Plattkorallen. Dagegen ist neuerdings der Anbau der Agave, die den Sisalhant hergibt, sehr in Aufnahme gekommen, und einen wirklich bedeutenden Exportartikel, der in Nassau sogar eine besondere Börse besitzt, bilden die Schwämme, deren Fischerei hier viel leichter ist, als im Mittelmeer.

t. Ueber die Entstehung der babylonischen Schöpfungsgeschichte hat Professor Jastrow aus Philadelphia vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er namentlich die Entdeckung neuer Bruchstücke der Erzählung in den Resten der berühmten assyrischen Bibliothek des Assurbanipal bei Niniveh zur Aufklärung herangezogen hat. Wir wissen jetzt, daß die Erzählung in der Form eines Gedichts von ungefähr 1000 Versen bestanden hat, wovon etwa drei Viertel bisher aufgefunden worden sind. Die Verfasser der Geschichte in dieser Form waren die Priester des Marduk, des obersten Gottes des späteren babylonischen Pantheons, in der Stadt Babylon selbst. Dieser Gott wird daher auch als Schöpfer eingeführt und spielt die Hauptrolle im Kampfe zwischen den Göttern und einem Heer von Ungeheuern, das von Tiamar angeführt wird. Diese babylonische Darstellung der Schöpfungsgeschichte ruht auf einer noch älteren Erzählung, die ihren Ursprung in Nippur gehabt hat und den Hauptgott einer Stadt Namens Bel als Helden einführt. Sollte die Tempelbibliothek in Nippur, wo in den letzten Jahren so überaus wichtige Ausgrabungen gemacht worden sind, noch aufgefunden werden, so könnte dort wohl die Entdeckung einer älteren Fassung der Schöpfungsgeschichte zu erwarten sein. Außerdem gab es wohl noch eine dritte Fassung, die in Eridu, einem der ältesten religiösen Mittelpunkte Babylons, entstand und dem Gotte Ea die Haupttätigkeit zuerteilt. In dem babylonischen Schöpfungsgedicht sind jedenfalls die beiden älteren Sagen benutzt und zu einer neuen Form zusammengefaßt worden.

rt. Higelaubfall. Nachdem Julius Wiesner über den Sommerlaubfall und über den Treiblaubfall vor einiger Zeit interessante Studien veröffentlicht hat, beschäftigt er sich neuerdings (Verichte der botanischen Gesellschaft, Bd. 22) mit dem Higelaubfall. Er hatte diesen schon bei Gelegenheit seiner Untersuchungen über den Sommerlaubfall erwähnt und ihn diesem, der in dem Abfallen zu stark beschatteter Blätter besteht, gegenübergestellt. Der Higelaubfall dagegen gebe sich, das war damals die Ansicht des Forschers, in dem Abfallen von Blättern kund, die an der Außenseite der Krone zu stark von der Sonne bestrahlt würden. Jetzt nimmt Wiesner allerdings diese Ansicht zum Teil zurück. Er hat nämlich gefunden, daß infolge der Einwirkung der Sonnenstrahlen nicht so sehr die äußeren Blätter als vielmehr diejenigen zum Abfall veranlaßt werden, welche im Innern der Krone hängen. Gewiß ist es die direkte Bestrahlung der Sonne, welche das Laub zum Abfall bringt, aber diese Bestrahlung wirkt im

Innern heftiger als an der Peripherie der Krone. Wenn nämlich auch die Gesamtleuchtung außen selbstverständlich viel größer ist, so kommt doch nicht das diffuse Tageslicht, sondern die direkte parallele Bestrahlung der Blätter durch die Sonne in Betracht. Ob die Sonnenstrahlen nun ein Blatt an der Außenseite der Krone oder im Innern derselben treffen, sie werden natürlich stets mit derselben Intensität auf dasselbe einwirken. Allein von der Peripherie der Krone können die Blätter die empfangene Hitze wieder an den Himmelsraum abgeben, im Innern der Krone speichert sich indes die Hitze auf. So werden denn die Blätter im Innern der Krone stärker erwärmt als die an der Außenseite, und sie gehen infolge der großen Hitze zu Grunde und fallen ab. Aber nur dann leiden die Blätter, wenn der Boden ihnen nicht genug Wasser zuführen kann. Auf Rasenplätzen, die reichlich bewässert werden, kam der Higelaubfall an Bäumen und Sträuchern, die auf jenen standen, nicht vor. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß die Tötung des Blattes auf einer übermäßigen Transpiration beruht. Das Laub wird durch die große Erwärmung zur Verdunstung des Wassers genötigt, das in ihm ist, und der Boden kann, wenn er nicht besonders feucht ist, so schnell kein neues liefern. Damit hängt es auch zusammen, daß die jungen Blätter, in denen die Wasserbildung sehr rege ist, weniger leiden als ältere. Doch wird allerdings ganz junges Laub, in dem das Wasserleitungssystem noch nicht genügend ausgebildet ist, ebenfalls sehr leicht vom Higelaubfall betroffen, der das Chlorophyll zerstört und dadurch die Blätter weß macht. Nicht alle Bäume verhalten sich der Einwirkung sehr starker Sonnenbestrahlung gegenüber gleich. Vielmehr tritt der Higelaubfall besonders an Linden, Kofkastanien, Ulmen und Akazien auf, während er etwas weniger bei Weibuchen, Rotbuchen, dem Wasenstrauch und dem Spindelbaum vorkommt. Sehr widerstandsfähig in dieser Beziehung fand Wiesner den Lorbeer, und am Liguster konnte er überhaupt nie den Higelaubfall konstatieren. Es war zu erwarten, daß solche Gehölzpflanzen, die wie der Liguster noch auf ganz trockenem Boden gedeihen, am wenigsten unter Wasserverdunstung ihrer Blätter leiden, mögen diese einer noch so starken Sonnenhitze ausgesetzt werden.

**Humoristisches.**

— Eine empfindliche Seele. Schlächter meisters-töchter: „Heute war ich den ganzen Tag sehr traurig gestimmt; ich hatte „Berther's Leiden“ gelesen, und zudem wurde bei uns geschlachtet.“

— Energisch. „Ich schide meinen Reisenden zu einem säumigen Kunden in der hiesigen Stadt, um demselben mal energisch auf die Hinterbeine zu treten. Nach 'ner halben Stunde kommt mein Reisender zurück: „Aun, Herr Meher, haben Sie es dem Mann gesagt?“

„Ob ich es ihm gesagt hab' und, wie hab' ich es ihm gesagt, und wenn er dagewesen wär', hätt' ich es ihm noch vielmehr gesagt!“

— Rundfrage. Erster Gast: „Ich möchte Forelle.“  
Wirtin zum zweiten Gast: „Möchten's a Forelle?“  
Gast: „Ja.“  
Wirtin zum dritten gewandt: „Und Sie mög'n a a Forelle?“  
Gast: „Jawohl!“  
Wirtin zum vierten: „Und was möchten denn Sie, Sie woll'n gewiß a a Forelle?“  
Gast: „Aber natürlich!“  
Wirtin: „D' Forellele sang gar (ausgegangen).“ —  
(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— Der Schriftsteller Gustav Macash ist in Lainz bei Wien im Alter von 35 Jahren gestorben. Ende der neunziger Jahre lebte er in Leipzig und war einer der Hauptmitarbeiter der „Neuen Welt“. Später ging er wieder nach Wien zurück; auch von dort aus sandte er der „Neuen Welt“ und dem „Unterhaltungsblatt“ gern gelesene und gern gelesene Beiträge. Macash hatte eine Vorliebe für graufige Stoffe. Dabei war seine Technik so ausgebildet, daß er in jedem Fall die Stimmung im Leser hervorzurufen konnte, auf die es ihm ankam. Mit der Zeit wurde aus der Vorliebe eine Manie.

— Karl Schönherr hat ein neues dreiaktiges Schauspiel, „Familie“, vollendet.

— Der Heibel-Verein in Heidelberg wird im Laufe des Juni Torquato Tassos Schäferspiel „Aminta“ im Schlossgarten zu Schwepingen unter freiem Himmel zur Auf-führung bringen.

— Ludwig Dettmann hat den Auftrag erhalten, drei Wandgemälde zur Ausschmückung der neuen Technischen Hochschule in Danzig zu malen.

— In Wien soll ein Denkmal für den verstorbenen Maler Rudolf Alt errichtet werden.

— Den Großen Preis des diesjährigen Pariser Salons erhielt der Maler Henri für sein Bild „Spanische Familie.“